

Dieser Vortrag wurde gehalten auf der Fachtagung der Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen und der Landesjugendakademie / Jugendhof Steinkimmen vom 4. bis 5. Oktober 2004 in Steinkimmen:

## ***Ganz normal bis voll schräg – Inszenierungen in Jugendkulturen***

**Dr. Barbara Stauber**

### **Jugendszenen – eine Herausforderung für die Professionellen in der Jugendarbeit und in der Schule?**

Für das Thema, zu dem ich referiere, ist es notwendig, nach dem *Kontext* zu fragen, in dem junge Frauen und Männer heute in jugendkulturellen Selbstinszenierungen für sie interessante und adäquate Ausdrucksformen finden. Das werde ich im ersten Schritt dieses Vortrags tun. Im zweiten Schritt werde ich dann versuchen, so kurz und dennoch so plausibel wie möglich *die Bedeutungen* jugendkultureller Selbstinszenierungen vorzustellen. Die Überlegungen hierzu stammen aus meiner Habilitationsarbeit, für die ich junge Aktivistinnen und Aktivisten einer ländlichen Techno-Szene (Goa-Trance) befragt habe<sup>1</sup>, welchen Stellenwert ihr jugendkulturelles Engagement in ihren jeweiligen Biographien hatte oder noch hat. In einem dritten Schritt werde ich dann auf die Generationenthematik zu sprechen kommen, die mit diesen jugendkulturellen Selbstinszenierungen verbunden ist – meines Erachtens werden Generationenauseinandersetzungen hier in besonders zugespitzter, aber auch unvermeidlicher Weise provoziert. Welche Chancen hierin für ein pädagogisches Verhältnis liegen (und zu diesem bin ich ja hier angefragt, mir meine Gedanken zu machen), werde ich im vierten und letzten Teil meines Vortrags skizzieren.

#### **I. Analyse**

Der soziale Kontext für Jugendszenen und jugendkulturelle Selbstinszenierungen ist der Kontext veränderter Übergänge. Und zwar nicht nur veränderter Übergänge von der Schule in den Beruf als dem am stärksten öffentlich behandelten Übergangsthema. Sondern ganz generell: der Übergänge zwischen Jugend- und Erwachsensein, mit allem, was hierbei relevant ist und hineinspielt: Das sind Übergänge in der Entwicklung von

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu Stauber 2004.

Liebesbeziehungen genauso wie Übergänge im Aufbau von Freundschaften und sozialen Netzen; das sind Übergänge in den Beziehungen zu den Eltern genauso wie im Hinblick auf die Frage, ob weiterhin zu Hause wohnen oder ausziehen. Das sind Übergänge in der Entwicklung eigener Lebensvorstellungen und Lebensstile genauso wie in der Entwicklung von Selbstbildern als junge Frau, als junger Mann – was bedeutet: Aneignung von Geschlechterrollen, Entwicklung von Körperlichkeit und Körperkulturen, geschlechterbezogene Ausdrucksformen.

Was hat sich verändert? Ganz grundsätzlich hat sich die *Dynamik* im Zusammenspiel dieser unterschiedlichen Übergangsthematiken verändert. Es gibt neue und ziemlich komplexe Gleichzeitigkeiten von (neuen) Unabhängigkeiten und (neuen) Abhängigkeiten. Neue Unabhängigkeiten vor allem im Hinblick auf die frühe selbständige Gestaltung von Freundschafts- und Liebesbeziehungen, oder im Hinblick auf eigene jugendliche Lebensstile und Konsummuster; neue Abhängigkeiten vor allem durch die verlängerten Übergänge in den Beruf, was bedeutet: eine verlängerte ökonomische Abhängigkeit und als Folge hieraus eine spätere räumliche Verselbständigung. Die neue Anforderung, die hieraus folgt, ist, mit Teilautonomien und Teilabhängigkeiten umgehen zu lernen, beides sozusagen zu integrieren in den Status eines oder einer jungen Erwachsenen, was auch bedeutet, damit klarzukommen, dass alle Verselbständigungsschritte tendenziell reversibel sind – auch der Auszug aus dem elterlichen Haus (auf den ein Wieder-Einzug folgen kann – in Deutschland ist dies Ende des letzten Jahrtausends bei rund 1/3 der jungen Erwachsenen der Fall, vgl. Buba et al. 2002), auch die endlich gefundene Lehrstelle, die sich als komplett daneben herausstellen kann, auch der mit viel Elan selbst gegründete eigene Betrieb, der sich als eine ökonomische Seifenblase herausstellen kann.

*Das war in den Generationen der Eltern, aber auch der professionell mit Jugendlichen Arbeitenden noch nicht so oder noch nicht so stark ausgeprägt.*

Mit dieser grundsätzlichen Reversibilität von Verselbständigungsschritten einher geht ein systematischer Kontrollverlust über die eigene Übergangsbio-graphie, und mit ihr entsteht ein Planungsparadox: Junge Frauen und Männer sind von sämtlichen Institutionen des Übergangssystems – Schulen, amtlicher Berufsberatung, Jugendberufshilfeträgern - und

ihren Vertreterinnen und Vertretern dazu angehalten, alles dafür zu tun, um ihre Übergänge mit den bestmöglichen Planungsvoraussetzungen auszustatten, planen können sie sie jedoch immer weniger. Sie machen vielmehr in einer paradoxen Gegenbewegung immer stärker die Erfahrung von Kontingenz, von Zufälligkeit, von Unplanbarkeit der nächsten Übergangsschritte.

*Mit diesem Planungsparadox waren die Generationen der Eltern, aber auch der professionell mit Jugendlichen Arbeitenden so auch noch nicht konfrontiert, zumindest nicht als Jugendliche; als Erwachsene machen sie inzwischen durchaus auch die Erfahrung von Unplanbarkeit und Kontingenz – zum Beispiel die Erfahrung, aus einer sicher geglaubten Daueranstellung heraus arbeitslos zu werden, oder sich aus einer langjährigen Beziehung trennen (zu müssen).*

## **II. Jugendkulturelle Selbstinszenierungen als symbolische Lösungen für diese Übergangsproblematiken**

Diese zunehmend riskanter, zunehmend reversibel, zunehmend unplanbar gewordenen Übergänge (wir haben sie in unserem Forschungsverbund „YoYo-Übergänge“ genannt, wegen dieser ständigen Auf- und Abbewegung zwischen Selbständigkeit und Abhängigkeit, zwischen Jugendstatus und Erwachsenenstatus, EGRIS 2002) müssen nun kompetent bewältigt werden. Ein Bewältigungsprogramm, das nicht einmal abgearbeitet werden kann, sondern mit den YoYo-Bewegungen immer wiederkehrt: Ausbildungsentscheidungen müssen von den meisten jungen Frauen und Männern immer wieder neu getroffen werden, damit zusammenhängend zumeist auch Fragen des Wohnorts, der Gestaltung der Beziehungen zu den Eltern; Beziehungen zerbrechen und entstehen neu; bestimmte Lebensstile werden wichtiger oder unwichtiger bzw. gestalten sich um, je nach Entwicklung der Freundeskreise etc. In diesen YoYo-Bewegungen werden junge Frauen und Männer zu Expertinnen und Experten der Übergänge. Und in diesem Zusammenhang kommen die jugendkulturellen Selbstinszenierungen ins Spiel. Meine These ist, dass jugendkulturelle Selbstinszenierungen als ein Handlungsbereich zu verstehen sind, der – ganz anders als die vorhin mit Kontrollverlust und Planungsparadox gekennzeichneten Übergangsbereiche - für ein Maximum an Kontrolle, Selbststeuerung, und Selbstgestaltung steht – mit allem, was dazugehört, und das sind:

- Die Ebene der Körperstrategien (Mode, Styling, Bewegungskulturen und Formen der körperlichen Selbstdarstellung, szenespezifische Drogenkulturen),
- die Ebene der räumlichen Aneignungsformen (zum Beispiel durch szenespezifische Formen der Mobilität, zum Beispiel durch Schaffen eigener Räume),
- die Ebene der ästhetischen, symbolischen, stilistischen Orientierungen und damit immer auch die Ebene der geschlechtsbezogenen Identitätsarbeit.

Die These ist, dass also dieser gesamte Handlungsbereich der „jugendkulturellen Selbstinszenierungen“ als einer erfahren wird, über den junge Frauen und Männer verfügen können, den sie selbst gestalten können – im wohltuenden Kontrast zu den anderen, überwiegend als kontingent erlebten Übergangsbereichen wie Schule, Beruf, Familie.

Hier können sie eigenwillig und selbständig gestalten, hier können sie sich identifizieren, hier können sie sich symbolisch und real dazugesellen oder abgrenzen, hier hat ihr Handeln sichtbare Wirkung, hier bekommt ihre Übergangssituation eine bestimmte *Form/Gestalt*.

Besonders wichtig ist dies auch im Geschlechterbezug, einer Dimension, die von der Szeneforschung häufig nicht so sehr beachtet wird.

Cornelia Helfferich hat, um die Bedeutung des Symbolischen bei Jugendlichen zu beschreiben, das Konzept der „imaginären Lösungen“ aufgegriffen (es wurde in den siebziger Jahren von dem Birminghamer CCCS entwickelt) und hat es weiterentwickelt: Unter imaginären Lösungen versteht Cornelia Helfferich (1994) symbolische Handlungen und Ausdrucksweisen, die die jeweilige Problematik, um die es in der jeweiligen Übergangssituation geht, nicht wirklich lösen können, aber auf symbolischer Ebene eine Lösung darstellen. Lösung kann dabei bedeuten: einen Umgang mit dem Problem möglich machen, Platz zu bekommen für die eigene Gestaltung, zumindest jedoch, sich weiterhin handlungsfähig fühlen zu können. Imaginäre Lösungen sind somit sinnhaft auf bestimmte Problemlagen bezogen. Und sie schaffen ein Gefühl bzw. die konkrete Erfahrung von Handlungsfähigkeit, die im Zusammenhang mit der Gestaltung von Übergängen zentral werden, sind sie doch aufgrund der Strukturbedingtheit von Übergängen eine äußerst knappe Ressource.

Vor allem in einer Hinsicht entstehen hier imaginäre Lösungen: Junge Frauen und Männer erfahren in ihren jugendkulturellen Szenen etwas, was unter den spätmodernen

Bedingungen von Übergängen immer kostbarer wird und gleichzeitig immer gefährdeter ist, sie erfahren, dass Engagement und Einsatz Spaß machen kann, sie erfahren die Bedeutung von Motivation, und wenn auch nur in kurzfristigen "Bedeutungsphasen". Diese können dann biographisch relevant werden, wenn sie von einem Punkt des Übergangs zum nächsten eine sinnvolle Brücke herstellen (vgl. Granovetter 1977) oder für eine bestimmte Phase Halt geben oder Orientierung bieten. Oder wenn hierbei Begegnungen mit *significant others* stattfinden. Oder sich eine entscheidende Wendung im Selbstbezug, im Körperbezug vollzieht. Oder plötzlich wieder ein "Kick" da ist. Dazu Drum, einer meiner Interviewpartner aus der ländlichen Goa-Trance-Szene:

*"Es (Techno, B.S.) hat mich aus einer Sackgasse rausgeholt. Mich hat eigentlich nichts mehr gekickt, in dem Sinne. Ich hab gedacht: was soll jetzt noch kommen, was soll noch Spaß machen. Es war irgendwie alles abgelutscht. Disko gehen, gut, und hin und wieder gibt es nette Feste. Aber es ist halt schon extrem, Techno. Es bringt einfach Power in Dein Leben, ein Gegengewicht zum organisierten Alltag. Abenteuer schon fast. Es öffnet Dir einfach – jetzt könnt' ich richtig ausschweifern...Ha ja, dass es nicht begrenzt ist, es gibt immer wieder Neues, es geht weiter, man kann immer wieder tolle Erlebnisse haben – das bedeutet für mich Techno" (Drum, m., 31 J., 2. S., 12).*

Motivation durch Sinnhaftigkeit – ist es nicht das, was in (sozial-)pädagogischen Zusammenhängen immer wieder mühsam erarbeitet werden will, und wofür immer öfter auch jugendkulturelle Ressourcen genutzt werden? Motivation: Im Falle dieser Untersuchungsgruppe hieß das, hochverantwortlich und mit viel Arbeitseinsatz Rollen zu übernehmen (in der Organisation regionaler Events) und durchzuhalten (um soziale Netze aufzubauen), um letztlich so etwas wie eine regionale Szene entstehen zu lassen.

Und wie ich im Interview mit diesem jungen Raver feststellen konnte, ist es in jugendkulturellen Zusammenhängen sogar möglich, ein reflektiertes Verhältnis zu Motivation zu bekommen, das heißt, vorzuschauen, vorwegzunehmen, zu lernen, dass die Euphorie kein Dauerzustand sein kann, das heißt eine Kompetenz zu entwickeln, wie ich aktiv mit Enttäuschungen, die in sozialen Zusammenhängen nicht ausbleiben, umgehen kann, eine Kompetenz, die man Motivationsmanagement nennen

könnte, und die in der Tat immer wichtiger wird auf den frustrationsgefährdeten Übergängen.

Meine These ist, dass die Verheißung von Kontrasterfahrungen zu der spätmodernen Tristesse der Übergänge einer der tieferen Gründe für die Attraktivität von Jugendszenen ist. Das heißt nicht, dass alle in Jugendszenen engagierten junge Frauen und Männer gleichermaßen Schwierigkeiten haben in ihren sonstigen Übergängen, und dennoch bildet meines Erachtens die systematische Verunsicherung von Übergangsbioographien einen wichtigen strukturellen Hintergrund, den alle jungen Frauen und Männer spüren, selbst dann, wenn sie ihre Übergänge glücklich meistern (die Erleichterung verweist auf den allgegenwärtigen Druck).

Die Kontrasterfahrungen liegen vor allem auf drei Ebenen:

- Der Ebene der Handlungsfähigkeit (Kontrollerfahrungen, Selbstwirksamkeitserfahrungen),
- der Ebene der Zugehörigkeit (real oder symbolisch),
- der Ebene von Sinn (was nur ein anderes Wort ist für Handlungsmotivation).

Auf allen drei Ebenen geht es nie nur um Bewältigung - es geht immer auch um Gestaltung: Selbstinszenierungen können in den strukturellen Risiken des Übergangs (von der Jugend zu einem immer ungewisser werdenden Erwachsensein) gerade deshalb ein wichtiges Lernfeld werden, weil sie in zweifacher Hinsicht von Bedeutung sind: Als symbolisches Handeln, das spezifische Probleme des Übergangs symbolisch "löst" und als ein Handeln, das neue soziale Realitäten schafft. Der Doppelcharakter der Selbstinszenierungen liegt im Symbolisieren einerseits, im Generieren andererseits. So wird Handlungsfähigkeit symbolisiert und generiert, Zugehörigkeit symbolisiert und generiert sowie Sinn symbolisiert und generiert. Die drei Ebenen Handlungsfähigkeit, Zugehörigkeit und Sinn sind natürlich nur analytisch zu trennen, real hängen sie eng zusammen.

### **III: Jugendkulturelle Selbstinszenierungen als Provokationen der Generationenbeziehungen**

So effektiv diese Handlungsstrategien für junge Frauen und Männer sind, so sehr sind sie dazu angetan, Generationenkonflikte hervorzubringen. Das genau beweist ja ihre Eignung

als selbstbestimmte Handlungsstrategie. Zumeist sind Erwachsene dann, wenn junge Frauen und Männer sich besonders erfolgreich selbstbestimmt inszenieren, auch besonders irritiert. Die Auseinandersetzungen um Punk sind hier stellvertretend, es gibt aber auch aktuellere Varianten hierfür. Wenn wir gestern Abend im Foyer anlässlich des Themas Porno-Rap die Jungen-bezogene Diskussion geführt haben, so will ich im folgenden den Schwerpunkt auf die Mädchen legen: Die erfolgreiche Selbstinszenierung der Girlies in ihren verschiedenen jugendkulturellen Spielarten scheinen ja als imaginäre Lösung für die Diskrepanzen, die junge Frauen bewältigen müssen, auch äußerst effektiv zu sein – an erster Stelle die Diskrepanz zwischen dem Gleichberechtigungsdiskurs und den realen Ungleichheitserfahrungen. Die neuen Mädchenbilder verheißen, kompetent umgehen zu können mit der gesellschaftlichen Zumutung, selbst verantwortlich zu sein für das Gelingen des Übergangs in Ausbildung und Beruf, selbst zuständig zu sein für gelingende soziale Beziehungen, selbst zuständig zu sein für ungewollte Folgen von Sexualität etc., und diese ganzen individualisierten Bewältigungsaufgaben zu lösen - mit Elan und vor allem mit Spaß. Sie versprechen Spaß trotz vielleicht vergeblicher Lehrstellensuche, Spaß trotz vielleicht schwieriger familiärer Bedingungen, trotz Liebeskummer, trotz rassistischer oder sexistischer Übergriffe.... . Gegen alle realen Widrigkeiten scheint das neue starke Mädchen gefeit. Das Bild bietet einen Gegenpol, einen positiven Bezugspunkt. Die Konfliktvermeidung, die hiermit einhergeht, hat auf der einen Seite etwas Wohltuendes, bietet sie doch quasi einen (wenn auch oft imaginären) Schutzraum vor einigen Belastungen des realen Mädchen-Seins; andererseits tendiert sie dazu, zur Konflikttabuisierung zu werden, die Mädchen mit allem, was sie real beschäftigt und zum Teil auch belastet, allein lässt.

Diese Mädchenbilder sind sehr dazu angetan, besonders die von der Frauenbewegung geprägten Teile der weiblichen Erwachsenengeneration zu irritieren. Die Herausforderung durch jüngere Frauen liegt hier in der behaupteten Gleichberechtigung: Die neuen Mädchen- und Frauenbilder tragen die implizite Botschaft mit sich, die Hierarchie zwischen den Geschlechtern wäre ein Thema vergangener Generationen. Hierin liegt vielleicht auch ein Motiv, warum sie für Mädchen und junge Frauen so attraktiv sind, und warum Mädchen und jungen Frauen so oft diese Souveränität gegenüber der Geschlechterhierarchie betonen. Erwachsene Frauen müssen verstehen lernen, woher diese betonte Souveränität kommt. Ein Erklärungsangebot wäre, dass unter dem Vorzeichen der Individualisierung, die das Aufwachsen von Mädchen und jungen Frauen

prägt, die Problembeschreibung „Geschlechterhierarchie/Diskriminierung“ schnell zu einer persönlichen Problemzuschreibung werden kann, gegen die sich Mädchen und junge Frauen zu Recht wehren. Andererseits bedeutet das auch, genau hinzusehen und herauszufinden, wo und wie sich für Mädchen und junge Frauen heute die Geschlechterhierarchie tatsächlich anders darstellt.

Diese Thematik habe ich unlängst am Beispiel der Generationenbeziehungen zwischen feministischen Pädagoginnen und weiblichen Jugendlichen genauer untersucht:

Was die Pädagoginnen an den Mädchen irritiert und Ambivalenzen verursacht:

- Dass Mädchen nicht davor zurückschrecken, in ihrer Selbstinszenierung auch kräftige Anleihen bei den herrschenden Weiblichkeitsstereotypen zu machen, und darüber hinaus auch aggressiv und laut zu werden (Gewalttätigkeit inbegriffen).
- Dass diese starke Selbstinszenierung urplötzlich wegbrechen kann, z.B. in ihrem Verhalten Männern gegenüber;
- Dass Mädchen dabei, auch in höchst komplizierten Lebenslagen, auf keinen Fall Trägerin eines Problems sein wollen, schon gar nicht *als* Mädchen; vielmehr äußerst sensibel auf alle Formen von Verallgemeinerung und Stigmatisierung reagieren.

Was die Mädchen an den Pädagoginnen irritiert und ihrerseits Ambivalenzen verursacht (auch hier exemplarisch drei Punkte):

- Dass diese permanent auf ein Problem hinauswollen, egal, ob es sich um die neue Diät, den neuen Freund, die neue Bewerbung, den Mädchenraum handelt:

*Zitat Mona: „Man muss nur mal einen schlechten Tag haben, dann fragen gleich alle, ob ich ein Problem habe.“*

- Dass Pädagoginnen permanent auf Gemeinschaft insistieren:

*Zitat Dani: „Vor allem am Anfang hab ich schon den Eindruck gehabt, das wird einem so richtig eingetrichtert, das mit dem Zusammenhalt.“*

- Und dass Pädagoginnen immer von „den Mädchen“ oder „der Gruppe“ sprechen, und nicht verstehen wollen, dass (Zitat Jelena): „...*ich halt echt auch anders bin als die anderen*“.

Dem entsprechen Erfahrungen, die ich in Interviews mit den jungen Frauen aus der Techno-Szene gemacht habe, diesmal im Hinblick auf das Thema der

Geschlechterbeziehungen. Zum Beispiel Lila. Sie reagiert auf die Frage, ob in der Techno-Szene eher "neue" oder andere Männer zu finden sind, leicht genervt:

*"Das hat gar nichts mit der Szene zu tun, das ist echt Charaktersache. Weil - ich hab einen Freund, der brutal fürsorglich ist, der für mich kocht (...), er ist eigentlich der typische Familienvater. Dann kenn ich aber auf der andern Seite auch so die Jungs, die die vollen Ego-Schweine sind, die zwar schon seit Jahren mit ihrer Freundin zusammenleben, sie 'heiß und innig lieben', aber nix in der Küche machen, keinen Müll rausbringen, überhaupt nix, nur ihr eigenes Ding irgendwie, keinen Haushalt, nichts - das ist Charaktersache, echt" (Lila, w., 22 J., 2. S., 540).*

Sie lehnt jede Kategorisierung nach Geschlecht, zumal versehen mit einer szenespezifischen Zuschreibung (z.B.: in der Techno-Szene sind Männer so und so) strikt ab (vgl. Multimembership: offene Selbstkonzepte, keine Festlegungen). Es widerspricht ihrer Selbstsicht und auch ihren Ansprüchen an sich selbst, sich in irgendeiner Weise über das Geschlechterverhältnis festlegen zu lassen. Je deutlicher mein Interesse an diesem Aspekt im Interview wird, um so dezidierter weist sie diese Perspektive zurück. Zweierlei wird hierin deutlich: Zum einen die Mechanismen, die im Gespräch zwischen jüngerer und älterer Frau freigesetzt werden (können), sozusagen die Mechanismen des Generationendiskurses "Geschlecht" (vgl. Stauber 2001), zum anderen aber eine entschiedene Kritik an zu groben Kategorien: So will sich Lila ganz ausdrücklich einen Freiraum für Kritik bewahren, indem sie Pauschalisierungen und Festlegungen ablehnt. Sie *hat* einen sehr kritischen Standpunkt gegenüber manchen Männern (und auch manchen Frauen) aus ihrer Szene, deshalb besteht sie darauf, dass Geschlechterverhalten "Charaktersache" ist und individuell (d.h.: differenziert) betrachtet werden muss. Es ist dieser kritische Impuls, der sie motiviert - im Interview bin ich die Auslöserin dieses Impulses.

#### **IV. Herausforderungen**

Die pädagogische Herausforderung besteht *erstens* darin, die jugendkulturellen Codes zu de-chiffrieren i. S. eines Erkennens der jeweiligen Übergangsproblematik, um die es aktuell geht. Das heißt nicht, diese Handlungsstrategien zu verkürzen auf Problembewältigung. Das sind sie eben nicht nur. Sie sind eigene und eigenwillig

konstruierte Handlungsfelder, mit denen ganz zentrale soziale Lernerfahrungen gemacht werden.

(Bsp: Habil: etwas für die Region tun, etwas für die Leute in der Region tun, etwas füreinander tun, i.S. voneinander weiterhelfen in schwierigen Übergangssituationen etc..). Die Aufgabe für Professionelle besteht also darin, weder die jugendkulturelle Selbstinszenierung zu verkürzen auf eine bloße Bewältigungsstrategie (denn das hieße, die Übergangsproblematiken falsch zu verabsolutieren) noch sie falsch zu idealisieren (oder zu problematisieren), denn dies wäre eine Verkürzung des Themas auf das individuelle Handeln, die den strukturellen Kontext übersieht.

Die Herausforderung besteht *zweitens* darin, sich als Erwachsene selbst in die Auseinandersetzung hineinzunehmen, und das geht nicht nur in der Jugendarbeit, sondern auch in der Schule, trotz des stärker formalisierten pädagogischen Verhältnisses. Sich selbst als Erwachsene hineinzunehmen heißt zu erkennen, dass es auf beiden Seiten um Selbstinszenierungen geht, und dass auf beiden Seiten Übergangserfahrungen zugrunde liegen, wenn auch sehr unterschiedliche. Und dass es genau darum gehen müsste, Formen für einen produktiven Austausch über diese unterschiedlichen Übergangserfahrungen zu finden.

Selbstinszenierungen sind anzuerkennen als eine unvermeidliche Ebene, auf der sich Generationen begegnen. Sie machen deutlich, dass hier einander als *Unterschiedliche* begegnet wird – und dies ist eigentlich ja auch gut so. Denn von den Gemeinsamkeiten loszugehen würde sehr schnell im falschen Vergleich münden und schnell beim Unverständnis über unterschiedliche Relevanzen und Präferenzen enden.

Es ist also ganz gut, das Irritierende zu nehmen als Ausdruck der Differenz, und ausgehend vom Unterschiedlichen (unterschiedlichen Lebenslagen, unterschiedlichen Generationenlagerungen (Mannheim), unterschiedlichen Übergängen mit unterschiedlichen Bewältigungsaufgaben und Gestaltungsanforderungen) sich allmählich vorzutasten, um hierüber mehr voneinander zu erfahren – und vielleicht sogar an manchen Punkten auf Gemeinsamkeiten zu stoßen.

Die eigentliche Herausforderung besteht jedoch darin, Widersprüche und Differenzen auszuhalten, und zunächst einmal, quasi jenseits der Inszenierung, junge Frauen und Männer anzuerkennen als eigenwillige Subjekte, die ihre Gründe haben für ihr jeweiliges Handeln. Dies bedeutet auch, ihnen den kritischen Geist nicht abzusprechen, bloß weil

er nun eine andere Form angenommen hat (Erwachsenen vielleicht zu konsumistisch, zu harmlos, zu ausfallend), sondern vielmehr bereit zu sein, sich die eigenen Erwartungen an Jugendliche bewusst zu machen.

Hier ist der Gedanke von Carol Hagemann-White wichtig, die auf die nahezu unvermeidliche Übertragung von Wünschen und Hoffnungen hingewiesen hat, die von einer (Frauen-) Generation auf die nächste stattfindet: „...eine legitime Hoffnung, die zugleich notwendig enttäuscht wird, da die jüngere Generation immer die eigenen Probleme in Angriff nimmt und nicht die der vorigen Generation oder anders gesagt: Mit der Durchsetzung besserer Voraussetzungen zur Problemlösung ändern sich nicht nur die Optionen, sondern auch die Probleme selbst“ (Hagemann-White1998:33).

Es ist klar, dass diese Auseinandersetzungsprozesse nicht einfach sind.

*Generationenbeziehungen implizieren und generieren Ambivalenzen.* Dieser Satz des Familienforschers Kurt Lüscher stimmt auch für die außerfamiliären Generationenbeziehungen. Es geht also darum, mit diesen Ambivalenzen umgehen zu lernen, sie nicht ständig auflösen zu wollen in falsche Harmonien. Und genau dasselbe muss auch Jugendlichen zugestanden werden, denn auch ihre Verhältnis zu uns Pädagoginnen und Pädagogen wird notwendigerweise ambivalent bleiben.

Doch genau in dieser Ambivalenz kann Entwicklung, können interessante Auseinandersetzungsprozesse passieren. Auf der Basis gegenseitiger Anerkennung kann es für beide Generationen interessant werden, Generationenunterschiede zu identifizieren (vor allem die Unterschiede der Kontextbedingungen des Aufwachsens, aber auch über die verschiedenen Wege der Bewältigung und Gestaltung von Übergängen), und dann auch die Unterschiede wahrzunehmen, die es innerhalb von Generation immer auch gibt. Die individuellen Subjekte gehen ja nicht in ihrer Generation auf.

Entscheidend ist, dass Selbstinszenierungen hier nicht zur Kommunikationsbarriere werden, sondern vielmehr zum Anlass, sich immer wieder auszutauschen - De-chiffrieren lernen als Generationenprojekt.

Davon auszugehen ist, dass sich die Generationen so viel mitzuteilen haben, wenn sie es schaffen, sich gegenseitig in ihrer Unterschiedlichkeit anzuerkennen. (Großeltern und Enkel/innen schaffen das ja oft viel eher. Vielleicht, weil da von vorne herein der

Unterschied so deutlich ist, dass man gar nicht auf die Idee kommt, zu vergleichen.  
Sondern sich ganz bewusst aus *verschiedenen* Lebenswelten erzählt).  
Von gegenseitigen Zuschreibungen und Erwartungen entlastete Generationenbeziehungen  
– das wäre die ideale Basis für ein Generationenlernen!

#### Literatur:

Buba, Hans-Peter et al. 2002: Familienkontext von Jugendlichen und jungen Erwachsenen: Intergenerative sozioökonomische Transferbeziehungen im Wandel, SOFOS-Publikations, Universität Bamberg

Granovetter, M.S. 1977: The strength of weak ties. American Journal of Sociology, 78, 1360-1380

Hagemann-White, Carol 1998: Identität - Beruf – Geschlecht. In: Oechsle, Mechthild/Geissler, Birgit (Hg.): Die ungleiche Gleichheit. Opladen, Leske+Budrich

Helfferrich, Cornelia 1994: Jugend, Körper und Geschlecht. Opladen, Leske+Budrich

Stauber, Barbara 2001: Wenn Mädchen stark sein müssen und stark sein wollen – Herausforderungen für die Mädchenarbeit als Generationenarbeit. In: Betrifft Mädchen, Heft 1/2001: Bildstörung – Selbst- und Fremdszenierungen von Mädchen. Münster, ISA

Stauber, Barbara 2004: Junge Frauen und Männer in Jugendkulturen – Selbstinszenierungen und Handlungspotentiale. Opladen, Leske+Budrich